

# Die Tellspiele in Interlaken

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 25

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637403>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in Brand gesteckt wurde, war das Volk um keinen Preis dazu zu bewegen, beim Löfchen zu helfen. Dieses Sittenrichtertische steckte auch in Rousseau, wenn er später wider den Luxus stritt, der da verprast, was andere Menschen zu wenig haben.

Nicht freudlos vertrieb Rousseau's Jugend. Am meisten rühmt er die zwei Jahre, die er bei seinem Oheim Bernard in dem Landpfarrhaus zu Bossey verbrachte. Hier erschloß sich sein Herz jener Liebe zur freien Natur, deren größter Verfünder er nachmals wurde. Mit 16 Jahren kam der gefühlswichtige Jüngling zu einem Graveur in die Lehre. Nicht ohne Grund vertrat er später die Ansicht, es sollte jeder Mensch, welchen Standes er auch sei, irgend ein Handwerk verstehen. Er erwarb sich eine sehr schöne Handschrift. Sein Meister war aber von unerbittlicher Genauigkeit und fuhr ihn öfters rauh an, wenn er von seinen Streifereien über Land zu spät heimkam. Eines Sonntagabends im März 1728 fand der Jüngling, als er von einem Ausflug heimkam, das Stadttor geschlossen. Aus Furcht vor der Strafe kehrte er nicht mehr zum Meister zurück und ergriff die Flucht nach dem Savoyischen. Die Irrfahrt seines Lebens begann, doch nie verlor er die Liebe zu seiner Heimatstadt. Wie 50 Jahre später Schiller aus Stuttgart, so entwich Rousseau aus Genf; keiner von beiden wäre ohne Verpflanzung auf neuen Boden das geworden, was sie später wurden. Savoyen konnte einem Rousseau einiges geben und in ihm erwecken, was Genf nicht vermochte: die dichterische Empfindung. Unter seinen stets nur über politische und theologische Dinge räsönierenden Mitbürgern wäre ihm diese wohl nie gekommen. In Savoyen lösten sich ihm die Schwingen dichterischer Phantasie. Hierzu half auch die Gemütswärme, die ihm in dem Heim seiner mütterlichen Freundin, der Frau von Warens, entgegenkam. Diese nach Körper und Geist wohlgebildete Dame nahm den Jüngling in ihr Haus auf und so oft er sich auch von diesem entfernte, immer wieder kehrte er dahin zurück. Dies geschah viele Jahre hindurch, bis er 1741 nach Paris übersiedelte und dort in rauher Schule, langem Suchen und Tasten die Technik des Schriftstellers erlernte.

Frau von Warens, die er gern seine „Mama“ nannte, war eine Schweizerin und stammte aus der Waadt, wo sie unter Eindrücken eines dort verbreiteten Pietismus erwachsen war. Sie beeinflusste Rousseau besonders nach der religiösen Seite hin, indem sie trotz Uebertritt zum Katholizismus, der nur ein äußerlicher war, sein Interesse für eine reine Religion des Herzens und Gemüts unter Hintansetzung aller bloß verstandesgemäß erfaßten Dogmenbegriffe gewann. Es war jene Anschauung, die später in seinem „Bekenntnis eines savoyardischen Vikars“ ihren großartigen Ausdruck fand. Der

Jüngling ließ sich bestimmen, ebenfalls zum katholischen Glauben überzutreten, wodurch er sein Fortkommen zu erleichtern hoffte. Was er aber im Hospiz zum hl. Geist in Turin sah und erlebte, erfüllte ihn mit Abscheu vor dem klösterlichen und offiziellen Katholizismus. Mit Eifer ergab er sich der Musik, versuchte sich als Lehrer in Lausanne, von wo aus er die entzückend schönen Ufer des Leman auf und nieder wanderte und öfters im „Schlüssel“ zu Bibis einkehrte. Diese Wanderstudien verwob er später in den großen Roman die „Neue Heloise“. Dann aß er in Neuenburg ein karges Musiklehrerbrot. In Boudry traf er mit einem griechischen Geistlichen zusammen, der ihm auf italienisch mitteilte, daß er Gelder sammle für die Grabeskirche in Jerusalem und ihn bat, sein Dolmetsch zu sein. Er ließ sich nicht zweimal bitten. Sie machten sich auf den Weg nach Bern, wo der arme Musikant am Tisch der seinen Herberge zum „Falken“ sich wieder einmal recht satt essen konnte. Sie blieben hier mehrere Tage und mußten bei den einflußreichsten Herren vom Rat persönlich vorsprechen. Es blieb dem Archimandriten nicht erspart, sein Anliegen auch vor dem versammelten Kleinen Rat vorzubringen. Er nahm seinen Dolmetsch mit sich ins Berner Rathaus. „Darauf war ich nicht gefaßt,“ erzählt Rousseau in seinen Bekenntnissen, „welche Verlegenheit für einen schüchternen Menschen, öffentlich zu sprechen und zudem noch vor dem Senat von Bern, sofort und ohne eine Minute Vorbereitung! Mußte ich denn nicht verstummen? Doch nein. Ich scheute mich gar nicht und trug ganz knapp und klar den Wunsch des Prälaten vor. Ich lobte die Frömmigkeit der Fürsten, die ihre milde Hand bereits aufgetan hatten und verhieß den Segen des Himmels den Exzellenzen von Bern, wenn sie sich an dem Liebeswerk beteiligen wollten, das allen Christen ohne Unterschied der Konfession teuer sein müsse. Ich sprach nicht ohne Erfolg. Der Geistliche erhielt ein ansehnliches Geschenk. — Voilà la seule fois de ma vie que j'aie parlé en public et devant un souverain, et la seule fois aussi peut-être que j'aie parlé hardiment et bien.“ — Es war nur schade, daß der damals 20 jährige Rousseau seine Mühe und Beredsamkeit an einen geistlichen Schwindler verschwendete, den bald darauf der französische Gesandte Herr von Bonac in Solothurn entlarvte. Mit einer Empfehlung Bonacs reiste er dann zum erstenmal nach Paris. Bald kehrte er von diesem „Steinhausen“ nach Savoyen zurück und machte sich, in verschiedenen Wissenschaften Kenntnisse sammelnd, seiner „Mama“ so nützlich als möglich. Mathematik zügelte sein zerfahrenes Denken. Er trieb Botanik und Musiktheorie. Pflanzen waren im Alter dann seine liebsten Freunde. Er begann auch zu dichten und zu komponieren.

(Schluß folgt.)

## Die Tellingspiele in Interlaken.

Die Zeiten sind vorbei, wo man sich über die Berechtigung und den künstlerischen Wert der Freilichttheater stritt. Heute weiß man durch die Erfahrung, daß diese Art der Darbietung eines dramatischen Kunstwerkes ebenso sehr den Forderungen der strengen Kunstkritik genügen kann wie das Spiel in einem geschlossenen Theater. Im Kampfe für und wider das Freilichttheater einigte man sich auf die Formel: Beides ist gut; das eine tun und das andere nicht lassen; gebt der Freilichtbühne, was der Freilichtbühne gehört und der geschlossenen Bühne, was der geschlossenen Bühne gehört. Mit andern Worten: Es handelt sich in der Streitfrage nicht um die Ersetzung der überlieferten Bühnenform durch eine neue, sondern nur darum, gewisse Bühnenstücke wirksamer aufzuführen, als es bisher geschehen, und zwar mit Hilfe einer neuen Bühneneinrichtung.

Wenn auch die Freilichtbühne im Rugenpark nichts Neues darstellt, so bedeutet das Werk immerhin eine höchst bemerkenswerte Etappe in der Geschichte der Freilichttheater-Bewegung. Zunächst ist zu konstatieren, daß sie der erste



Tellingspiele in Interlaken: IV. Akt, 2. Szene. Cod Attinghaufens (Hans Ferni).



Cellspiele in Interlaken: I. Akt, 3. Szene. Öffentlicher Platz in Altdorf. Das Volk verhöhnt den Hut auf der Stange. Vorn rechts der Steinhauerplatz. Im Hintergrund rechts Zwing-uri.

ernsthafte Versuch ist, der in dieser Hinsicht auf Berner Boden gemacht wurde. Dann kommen wir bei einer Vergleichung mit früheren Versuchen und schon bestehenden Freilichtbühnen zu einem Urteil in der Frage, inwiefern dieses erste bernische Freilichttheater die Problemlösung gefördert hat oder nicht. Um zu diesem Urteil zu gelangen, müssen wir die Freilichttheaterfrage einer kurzen historischen und theoretischen Würdigung unterziehen. Der erste, der die Freilichtbühne als Ersatz für die unzulänglich geschlossene Bühne verteidigte, war der Berner Rektor Dr. Finsler. Es geschah dies in dem Aufsatz „Das Berner Festspiel und die attische Tragödie“, der unter dem Eindruck der gewaltigen Zentenarfeier von 1891 entstanden war, und in dem der Verfasser den Freskostil des großen Festspiels als eine neue nationale Kunstform empfahl. Die Aera der großen Zentenarfeiern ließ die Frage der Bühnenreform überhaupt nicht erkalten. Indem man sich an den großartigen Massen Szenen, den farbenreichen und durch gewaltige Dimensionen wirkenden Bühnenbildern der Festspiele berauschte, indem man die Wogen der patriotischen Begeisterung über sich zusammenschlagen ließ, verlor man den objektiven Maßstab und fand die alte Bühne kleinlich und eindruckarm. Reformvorschläge wuchsen wie Pilze aus dem Boden. Sie tendierten meist auf Sprengung der engen Bühnenwände, auf freien tiefen Hintergrund, auf Einbeziehung der Natur in die Szenerie, mit einem Worte: sie empfahlen die Freilichtbühne als Ersatz für die gedeckte und geschlossene Bühne. Den Theoretikern dieser Bühnenreform kam durch zwei Männer praktische Unterstützung zu. Arnold Ott schrieb seine gewaltigen Freilichtstücke: das Volksdrama „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ und das Schaffhausener Festspiel, die beide von überzeugender Wirkung waren, und Professor Eduard Hang in Schaffhausen schuf im Vereine mit einem talentvollen Maler, August Schmid aus Dießenhofen, verschiedene Freilichtbühnen, die sich durch einen großen monumentalen Zug im Stil und feine Anpassung an die praktischen Bedürfnisse der Stücke, denen sie dienten, auszeichneten. Freilich, „die“ Freilichtbühne hatte man mit der Schaffhausener, der Dießenhofener und Wiedli-

loner Bühne nicht erfunden; denn die hier konstruierten Bühnen dienten ausschließlich einem bestimmten Stück. (Schaffhausen: „Tell“; Dießenhofen: „Götz von Berlichingen“; Wiedikon: „Karl der Kühne und die Eidgenossen“.) Immerhin sammelten die Verfechter der Freilichtbühne hier viele Erfahrungen und bildeten aus diesen Prinzipien für das ideale Freilichttheater. So mögen heute gewisse Probleme vorläufig als gelöst gelten, so das der Darstellung von Innenszenen durch das sogenannte Spielhaus, das in der Mitte der Bühne steht und dessen Vorderwand so geöffnet werden kann, daß man einen beliebigen Innenraum vor sich hat; ferner das des Schutzes vor Regen (Dach über den Zuschauerraum und den vordersten Teil der Bühne.)

Die praktische Anwendung dieser und anderer Prinzipien hat der ehemalige Hoffchauspieler Rudolf Lorenz im Hertensteiner Freilichttheater versucht. Auch die geharnischtesten Gegner seines Lützelau-Projektes können ihm die künstlerischen Erfolge nicht absprechen, die er mit dieser Veranstaltung erreicht hat. Freilich lehren gerade die Erfahrungen in Hertenstein, daß eine Freilichtbühne, mag sie auch noch so verwandlungsfähig sein, nur eine ganz beschränkte Auswahl von Stücken stückweise wiederzugeben imstande ist, ja daß eine Naturbühne schlechweg nur ein einziges Stück und zwar das Stück, für das man den Platz eigens ausgesucht und zugerichtet hat, in idealer Weise zur Geltung kommen lassen kann.

Noch einer Erfahrungstatsache müssen wir gedenken, die für die Bewertung des Freilichttheaters maßgebend sein muß. Die Aufführungen in Schaffhausen, Dießenhofen und Wiedikon ließen erkennen, daß Massen Szenen durch den großen Raum, den freien Hintergrund und das helle Sonnenlicht zu großartiger Wirkung gebracht werden können, zu Wirkungen, die Kunstwert für sich beanspruchen dürfen. Es eröffneten sich da glänzende Perspektiven für die Verfechter der Naturbühne. Es galt jetzt nur, die Stücke auszusuchen, die mit solchen Massen Szenen reich ausgestattet waren. Daß man da in allererster Linie zu Schillers „Wilhelm Tell“ griff, ist selbstverständlich. Wir Schweizer sind schon durch die innern Beziehungen auf den „Tell“ angewiesen. Wir lieben den





**Tellspiele in Interlaken:** Rütli-Szene; Stauffacher erzählt die Herkunft der Schwyzer. Arnold von Melchtal (Sranz Nelkel), Werner Stauffacher (Georg Wäckerlin), Walter Kürst (Paul Röthlisberger).

Stoff als ein Ingrediens unserer nationalen Bildung; wir lieben aber auch die Form, weil uns Schillers Kunst geistig nahesteht.

Dies alles bedenkend, müssen wir sagen: die Interlakener haben mit ihrem Freilichttheater und ihrem „Wilhelm Tell“ einen guten Griff getan. In überzeugender Weise weist H. Hartmann in seiner Broschüre „Wilhelm Tell. Interlaken 1912“ nach, wie gerade Interlaken berufen ist, dem Schiller'schen Drama eine würdige Stätte zu bieten. Die historischen Beziehungen

des engern Oberlandes zu dem klassischen Boden der Tellsage waren von jeher enge, und zudem kehren in der Geschichte des Oberlandes die Namen der Freiherren von Attinghausen, der Rudenz, der Wolfenschießen und andere mehrfach wieder. Gewiß und warum sollte der „Tell“ nicht einmal unter den Bergen spielen auf die der Dichter bewundernd weist in den Versen: „Und wohnt er droben auf dem Eispalast des Schreckhorns, oder höher, wo die Jungfrau seit Ewigkeit verschleiert sitzt, ich mache mir Bahn zu ihm!“

Doch hätte die Interlakener Dramatische Gesellschaft, die das Unternehmen durchführt, der historischen Rechtfertigung gar nicht bedurft. Die Art und Weise, wie sie ihre Aufgabe anpackte, beweist zur Genüge, daß sie auch die geistige Berechtigung zu einer solennen Tellaufführung besitzt. In richtiger Erkenntnis der kürzesten Wege wandte sich die Gesellschaft um Mithilfe an die hervorragendste Autorität in Sachen des Freilichttheaters, an Prof. Haug in Schaffhausen, und an seinen Mitarbeiter Maler Aug. Schmid in Dießenhofen. Diese Fachmänner haben in Verbindung mit Maler Rud. Mürger, der sämtliche Kostüme entwarf, und andern Künstlern die äußerlichen Bedingungen zu einer Tellaufführung gestaltet, wie man sie stilvoller nicht wünschen kann. (Schluß folgt).

## Das Hochwasser der Emme bei Burgdorf.

Der 13. und 14. Juni letzt- hin wird den Burgdorfern noch lange Zeit im Gedächtnis bleiben; denn um diese Zeit hatte die sonst so harmlose Emme wieder einmal ihre Wut. An entwurzelten Bäumen, Brettern, Telegraphenstangen usw. hatte sie noch nicht genug. Um dem Menschen so recht seine Nichtigkeit zu zeigen, riß sie gegen 2 Uhr morgens die erst vor kurzer Zeit in moderner Eisenkonstruktion erbaute Waldeggbrücke in ihre schäumenden Fluten (siehe Abbildung). Die Burgdorfer Feuerwehr, die die ganze Nacht mit dem wütenden Element schwer zu kämpfen hatte, wurde dann am folgenden Morgen durch die telegraphisch herbeigerufene Unteroffizierschule in Bern abgelöst. Während der rastlosen Arbeit am Brückendamm hatte das rasende Element noch zwei Häuser und den erst 1908 neuerbauten Scheibenstand weggerissen.



Die vom Hochwasser der Emme weggerissene Waldeggbrücke bei Burgdorf.